

standes hinter den Beitrag von Vassalo e Silva. Afrika reduziert sich in diesem Band auf seinen Westteil; der ganze heute arabische Norden sowie der auch schon präkolonial goldreiche Süden (Simbabwe!) fehlt, leider. Bemerkenswert ist hier die Arbeit von Regine Armbruster (S. 289–296).

Angesichts eines hervorragenden Buches voller aktueller, zumeist sehr gut gemachter Beiträge bleibt nur wenig zu bemängeln. Auffällig ist eine gewisse Inkonsequenz bei der redaktionellen Bearbeitung der einzelnen Artikel. Druckfehler finden sich in jedem Werk; in Zahlentabellen mit Maßwerten können sie fatal sein (S. 9), und die Häufung der Druckfehler bei deutschen Literaturangaben in englischen/französischen Artikeln ist offenkundig. Schließlich würde man sich, vor allem angesichts des Preises von 200 FF, eine etwas solidere (Klebe-)Bindung wünschen: Das Buch, das das Zeug zu einem Standardwerk hat, hätte sie verdient! Doch das, was geboten wird, macht das Buch im besten Sinne zu einem europäischen Band, was auch in der Herkunft der Autoren deutlich zum Ausdruck kommt.

Dr. Thilo Rehren, Bochum

Hanns-Heinz Kasper:
Von der Saigerhütte zum Kupferhammer
Grüntal 1573–1873

Marienberg 1994: Druck- und Verlagsgesellschaft Marienberg mbH, Äußere Annaberger Str. 1, 09496 Marienberg (160 S., 90 Abb., 18 Tab.) 32,- DM

Spätestens mit der grundlegenden Arbeit von Ekkehard Westermann über „Das Eislebener Garkupfer und seine Bedeutung für den europäischen Kupfermarkt 1460–1560“ (Köln/Wien 1971) sind der zentraleuropäische „Saigerhandel“ und die Seigerhüttenindustrie, wie sie sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Mitteleuropa zu entwickeln begann, in das Licht der Wirtschaftsgeschichte gerückt. Hierzu hat Westermann mit weiteren Untersuchungen vertiefend beigetragen, wobei er zuletzt auch auf die Ausführungen Skladanys zum „slowakischen Kupferwesen“ (1986) verwies, der die bisherigen Aussagen über die frühe Gründungsphase von Seigerhütten im Nürnberger und thüringischen Raum partiell in Frage stellte. Für die Errichtung und den Betrieb gewinnbringender Seigerhütten waren im wesentlichen fünf Faktoren maßgebend:

- eine umfangreiche Kapitalausstattung für die betrieblichen Investitionen und die Beschaffung/Vorfinanzierung der Rohstoffe (Schwarzkupfer, Blei, Holzkohle),
- die Technologie der Kupferentsilberung beherrschendes Personal (Seigermeister, Schmelzer ...),

- Verfügbarkeit über eine ausgiebige Wasserkraft zum Antrieb der Blasebälge und Hämmer,
- gute Beschaffungsmöglichkeit für den Brennstoff (Holzkohle, Holz),
- Sicherung ausreichender Bezugsquellen von silberhaltigem Schwarzkupfer oder Kupferstein.

Hieraus ergibt sich, daß die historiografische Annäherung an das Thema aus verschiedenen fachhistorischen Blickwinkeln erfolgen kann. So folgte der wirtschaftsgeschichtlichen Erschließung des Themas Kupferseigerung im industriellen Maßstab die technik- bzw. metallurgiegeschichtliche Analyse (vgl. Arbeiten des Rezensenten) und nunmehr die unternehmensgeschichtliche Fallstudie.

Die von Hanns-Heinz Kasper vorgelegte „Biographie“ der Seigerhütte Grüntal bei Olbernhau in Sachsen (die Schreibweise wechselt hier wie in anderen Fällen zwischen ai und ei, gefolgt wird derjenigen bei Georgius Agricola) stellt einen einzigartigen unternehmensgeschichtlichen Längsschnitt dar, in der das Kupferseigern über 300 Jahre lang (1537–1847) die metallurgische Grundlage bildete. Im Jahre 1853 fand die Kupferseigerung, d. h. die pyrotechnische Silberabscheidung aus silberhaltigem Kupfer mit Hilfe von Blei, hier ihr endgültiges Ende.

Wohl für kaum eine andere frühneuzeitliche Spitzentechnologie kann eine derartige Erfolgsgeschichte beinahe minutiös nachgezeichnet werden. Kasper ist dies mit der vorliegenden verdienstvollen Arbeit gelungen, hat er doch einen von der Dichte und der Überlieferungsdauer wohl einmaligen Fundus erschließen und nutzen können. Sein Werk ist das Ergebnis einer weitgespannten, über mehrere Jahre angelegten Forschungsarbeit an der Bergakademie Freiberg. Dabei wurde erstmals das mehrere hundert Aktenbände umfassende Betriebsarchiv der Hütte, deren Nachfolgerin 1991 den Betrieb einstellen mußte, ausgewertet. Ergänzt wurde dieses Material durch zusätzliche Akten zum Berg- und Hüttenwesen im Staatsarchiv Dresden und dessen Außenstelle in Freiberg.

Für diesen besonderen Glücksfall im Bereich der Quellenlage war nicht zuletzt der Umstand maßgebend, daß die Seigerhütte nach einer kürzeren privatwirtschaftlichen Betriebsphase (1537–1567) über lange Zeit hinweg in staatlicher Regie als kurfürstliche bzw. ab 1807 als königlich-sächsische Seigerhütte betrieben und von 1848–1873 als königlich-sächsischer Kupferhammer weitergeführt wurde, bevor dieser in Privathand überging. Die Vor- und Frühgeschichte wie alle nachfolgenden Perioden werden – mit Hinweisen auf viele interessante Details im Anhang – behandelt, wobei gelegentlich begriffliche Verbindungen zu Sprachregelungen in der ehemaligen DDR unverkennbar sind.

Dem Autor ist es mit dieser insgesamt aber gut lesbaren, komprimierten Darstellung der wechselvollen Geschichte des Hüttenwerkes gelungen, das überreich vorhandene Material

„in den Griff“ zu bekommen und das Hüttengeschehen in den verschiedenen historischen Phasen aus politischer, wirtschaftlicher, sozialer und regionaler Sicht zu erhellen. Dabei übergeht er keineswegs das Bedürfnis nach Konkretheit, etwa im Bereich der Produktionsstatistiken, der Entlohnungen und Preise, der Gewinne und Verluste, aber auch der Hüttenprozesse und der technisch-methodischen Innovationen. Nicht zuletzt werden immer wieder die Arbeits- und Lebensbedingungen der zahlreichen „Hüttenverwandten“ in ihren berufsbezogenen sozialen Verhältnissen im Spiegel der Quellen veranschaulicht.

Die historisch wie kultur- und volkskundlich interessante Arbeit stellt nicht nur einen gewichtigen Beitrag zur Industriegeschichte Sachsens dar, sie ist eine bedeutende Bereicherung der wirtschafts- und unternehmensgeschichtlichen Forschung in Deutschland insgesamt. Darüber hinaus ist sie eine Quelle kultureller Identität in einer der traditionsreichsten berg- und hüttenmännischen Regionen Zentraleuropas. Ihr hat Agricola in seinen „De re metallica libri XII“ ein bleibendes literarisches Denkmal gesetzt. Das Thema Seigerhütte und Seigerhüttenprozeß nimmt hierin eine besondere Stellung ein.

Die teilweise erhaltene, teilweise in Rekonstruktion befindliche Hüttenanlage in Grüntal-Olbernhau bildet zusammen mit der vorliegenden „Hüttenbiografie“ und dem im Aufbau befindlichen Hüttenmuseum ein unvergleichliches technisches Kulturdenkmal, für das es m. W. bisher keine Parallele gibt.

Prof. Dr. Lothar Suhling, Mannheim

Ulrich Horst/Hans Prescher (Hrsg.):
Georgius Agricola: Briefe und Urkunden.

Heidelberg/Berlin: Hühig Verlagsgemeinschaft 1992 (827 S., 34 Bildtafeln), 135,- DM

Die Georgius-Agricola-Gedenkausgabe des Staatlichen Museums für Mineralogie und Geologie zu Dresden, die seit den 50er Jahren als DDR-Veranstaltung vorgelegt worden ist, findet mit einer Edition der Briefe und Urkunden im Band IX nunmehr ihre gesamtdeutsche Fortsetzung. Als jüngerer Herausgeber der immer noch und wohl auch für alle Zukunft einmaligen Gesamtreihe fungiert Gerhard Mathé, doch vermochte sein Vorgänger, Hans Prescher, die ihm eigene besondere Tatkraft noch einmal in den Dienst der Sache Agricola zu stellen und den vorliegenden hochwichtigen Band, auch aufgrund der älteren Vorarbeiten der 1968 und 1989 verstorbenen Übersetzer Georg Fraustadt bzw. Mitarbeiter Ulrich Horst, jetzt selbst herauszubringen und ihm damit das gewohnte Gütezeichen zu geben.

Die Edition der 132 überlieferten Briefe von und an Agricola – teilweise mit Faksimilepro-

ben im Anhang der Bildtafeln –, der insgesamt 98 Annotationen des Gelehrten in anderen zeitgenössischen Briefen, die partiell rege-
stenförmig abgedruckt werden, sowie der ihn
betreffenden „amtlichen“ Dokumente, näm-
lich der Besoldungs- und Geschloßverzeich-
nisse, Rechnungsbücher, Kirchensachen
usw., stellen zumindest die biographische
Agricola-Forschung auf einen gesicherten
Boden. Das Agricola-Gedenkjahr 1994 dürfte
in zahlreichen Vorträgen und Veröffentlichun-
gen daraus Nutzen ziehen.

Beigegeben wurden dem Band neben den
aufschlußreichen Bildtafeln, darunter nicht
zuletzt Portraits, den unentbehrlichen Regi-
stern und ausführlichen Literaturverweisen
rd. 220, teilweise längere, mehr als eine
Druckseite umfassende und damit eine Fülle
von Informationen bietende „Lebensabrisse“
der in den Texten auftauchenden Persönlich-
keiten aus der Wissenschaft, der Politik so-
wie den engeren Lebenskreisen Agricolas.
Wollte man etwas Kritisches vermerken, dann
böten einzelne dieser Kurzbiographien ge-
legentlich Anlaß. Naturgemäß können sie – es
beginnt bei Agrippa von Nettesheim, dem
wohl aufgrund älterer Literaturbelege bei
Mauthner und Stadelmann nicht ganz ge-
recht geworden wird, und bei Biringuccio,
dessen Lebensdaten in jüngeren italieni-
schen Werken Korrekturen erfahren haben –
nicht durchweg den letzten Stand der For-
schung wiedergeben. Die für den Zusam-
menhang mit Agricola erforderlichen Anhalts-
punkte bieten sie allemal, so daß man dem
renommierten Herausgeber für seine Bemü-
hungen auch deshalb danken muß, weil sie
dem mit der Edition Arbeitenden eine län-
gere Suche vermeiden helfen. Wer beispiels-
weise hätte Nachschlagewerke über den
sächsischen Adel der von Carlowitz, Maltitz,
Miltitz, Schleinitz usw. zur Verfügung, die
dann auch noch detailliert genug wären, um
Einzelpersonen herausfiltern zu können?

Im Hinblick vor allem auf den wichtigen Brief-
wechsel mit Erasmus von Rotterdam – ein er-
stes, in der vorliegenden Ausgabe nur auf
deutsch dargebotenes Geleitwort zu Agrico-
las „Bermannus“ (Schreiben an die Gebrüder
v. Könneritz) erscheint in frühen Agricola-
Drucken übrigens unter dem 12. März 1529 –
wird abzuwarten sein, wie sich nach der 3.,
von Andreas Flitner nach Walther Köhler be-
sorgten Ausgabe von 1956 der für 1994 an-
gekündigte Nachdruck mit der Überarbeitung
nach der inzwischen durch P. S. Allen abge-
schlossenen Briefedition die Konkordanz
herstellt.

Die Briefe und Urkunden Agricolas, die dank
des unermüdligen Engagements Preschers
und der Vorarbeiten Fraustadts und Horsts
nun in einer trefflichen Ausgabe vorliegen,
sollten in der jüngeren Forschergeneration
Anklang finden und anregend wirken: Die Ba-
sis für weitere wissenschaftliche Studien, nun
auch unter modernen Fragestellungen, wur-
de endlich geschaffen.

Prof. Dr. Karl-Heinz Ludwig, Bremen

Hans Ulrich Vogel (Hrsg.):
Yoshida Tora:
Salt Production Techniques in Ancient
China.
The Aobo Tu

Leiden/New York/Köln: E. J. Brill 1993 (XXV,
309 S., zahlr. Abb.) 135 Hfl

Nicht nur bei Sinologen wird dieses Werk Be-
achtung finden, sondern ebenso bei allen Hi-
storikern des Abendlandes, die sich mit der
Geschichte des Salzes befassen. Ihnen wer-
den sich neue Perspektiven eröffnen in der
vergleichenden Erforschung der Techniken
zur Gewinnung von Meersalz an den Küsten
Chinas und Europas. Es handelt sich hier
tatsächlich um die erste Übersetzung des
„Aobo Tu“ in eine europäische Sprache, und
zwar ins Englische. „Aobo Tu“, das ist eine Art
illustrierter, poetischer Bericht, dessen Titel
bedeutet: „Das illustrierte Sieden des Meer-
wassers“. Zusammengestellt von einem ge-
wissen Chen Chun von Yuan, als Beamter in
den Salinen von Xiasha zuständig für die Ver-
waltung des Salzes; 1334 vollendet, stammt
dieser Text also aus der Yuan-Dynastie.
Berücksichtigt man jedoch die langsame Ent-
wicklung der Techniken auf diesem Gebiet,
hat er einen unschätzbaren dokumentari-
schen Wert, gültig für einen viel längeren Zeit-
raum. Der Text ist im Original bekannt durch
drei chinesische Ausgaben vom Anfang die-
ses Jahrhunderts, und vor allem durch eine
vollständigere und ältere Ausgabe von 1782,
die aber (außerhalb Chinas) nur in der Biblio-
thek der Harvard Universität aufbewahrt wird
(Neuaufgabe in Beijing, 1983).

Es ist das Verdienst des japanischen Sinolo-
gen und Historikers Yoshida Tora, diese
Quelle wiederentdeckt, in seine Sprache
übersetzt und mit einem ausführlichen Kom-
mentar versehen zu haben. Dem Schweizer
Sinologen Hans Ulrich Vogel, Professor in
Heidelberg und bekannter Spezialist der Ge-
schichte der Salzgewinnung in China, ver-
danken wir nun diese Übersetzung des Tex-
tes (mit der Richtigstellung einiger Ungenau-
igkeiten der japanischen Version) und des
(verbesserten) Kommentars von Y. Tora. Es ist
angebracht, die linguistische Gewandtheit
des deutschsprachigen H.U. Vogel zu würdi-
gen, der es (so klar wie unter diesen Um-
ständen denkbar) vermochte, einen solchen,
ursprünglich chinesischen Text, anhand einer
japanischen Übersetzung auf Englisch wie-
derzugeben.

Die ausführliche Einleitung (S. 1–104) und die
Übersetzung (S. 108–149) werden vom Fak-
simile des Textes (Harvard-Ausgabe) und
zwei Versionen der Illustrationen (Harvard-
und eine der chinesischen Ausgaben; S.
154–256) begleitet. Die Reproduktionen (mei-
nes Erachtens interessanter als der Text) sind
leider nicht von sehr guter Qualität; falls ich
mich nicht täusche, wird nirgends vermerkt,
ob diese Reproduktionen im Originalformat
oder in einem verkleinerten Maßstab wieder-
gegeben sind. Das Werk enthält außerdem
Tafeln zur Salzproduktion, Graphiken und

Tabellen der Gewichte und Maße, eine
mehrsprachige Bibliographie und ein Ver-
zeichnis der chinesischen und japanischen
Schriftzeichen.

Die Bedeutung des Salzes für die chinesische
Wirtschaft im ganzen Verlauf ihrer Geschichte
ist bekannt. S.A.M. Adthead, M. Cartier, T.
Saeki, H.U. Vogel selbst und einige andere
haben bereits unsere Aufmerksamkeit darauf
gelenkt. Ebenfalls sind wir vertraut mit dem
staatlichen Monopol und der Wichtigkeit der
technischen und sozialen Bedingungen der
Salzproduktion. Obwohl er seinem Bericht
von 1334 die Form kleiner illustrierter Ge-
dichte verfaßt gab, scheint es die Absicht des
Beamten Chen Chun gewesen zu sein, diese
Bedingungen einer höheren Instanz bekannt-
zumachen, wohl im Hinblick auf mögliche
Verbesserungen. Die Organisation und der
Einsatz der qualifizierten Arbeitskräfte waren
anspruchsvoll, und es galt auch, Mißbräuche
seitens der Administration zu unterbinden.
Jede Produktionseinheit (die etwa 20 Fami-
lien beschäftigte) mußte eine Jahresdurch-
schnitts-Quote erreichen. Entsprechend den
Wetterbedingungen war der Ertrag der Meer-
salinen ungleichmäßig. Wurde die Quote
nicht erreicht, mußten die Arbeiter durch ver-
mehrte Anstrengungen das Fehlende einbrin-
gen; wurde sie überschritten, bestand die Ge-
fahr, daß sie erhöht würde – und mit der Zeit
stiegen die Quoten auch wirklich.

Während der Yuan-Dynastie (1271–1368)
deckte das an den Küsten Südost-Chinas ge-
wonnene Meersalz (das Salz von Huai und
Zhe) mehr als die Hälfte des Gesamtver-
brauchs des Reiches. Die Saline von Xiasha,
die in diesem Bericht behandelt wird, gehört
dazu; sie befindet sich an der Mündung des
Yangzijiang. Im Unterschied zu den europäi-
schen Salzgärten gestatten die klimatischen
Bedingungen hier keine Wasserverdunstung
allein durch die Einwirkung von Sonne und
Wind. Es ist notwendig, die Salzmaische zu
sieden, sie aber davor möglichst zu ver-
dicken, damit eine minimale Dauer des Sie-
dens und damit ein geringer Brennstoffver-
brauch (Holz und Trockengras) erreicht wer-
den kann. Die Verfahren zur Anreicherung der
Salzmaische reichen von der Auslaugung von
Erde (vorhergehend aufgelockert, um sie für
das Meerwasser durchlässig zu machen),
über Sand (aufgeschüttet) bis zur Anwen-
dung von Asche des Schilfrohrs: von welcher
in „Aobo Tu“ berichtet wird. An dieser Stelle
seien jene Verfahren im Norden Europas er-
wähnt (Holland, England, Skandinavien oder
die Normandie, als Land der „Quart-Bouil-
lons“ bekannt), die mit der Asche von ge-
trockneten Algen oder – wenn möglich, weil
besser – mit der von Torf arbeiteten; sie blie-
ben aber, wegen von hoher Kosten, nur von ge-
ringer Bedeutung.

Das „Aobo Tu“ beschreibt also nacheinander:
die Konstruktion der Siedereien, mit Plänen;
die Leitungen für die Meerwasserzufuhr; die
Einrichtung der Salinen; die Anwendung von
Asche, den Transport der Salzmaische; das

Sammeln von Brennstoffen; die Dampfkesel; das Sieden; das Zusammenrechnen des Salzes. Diese Vielzahl von Arbeitsabläufen veranschaulicht die Notwendigkeit einer kooperativen Organisation und die Aufteilung zwischen Spezialisten unter den Salzarbeitern. Diese konnten Männer jeden Alters, aber auch Frauen und Kinder sein, mithin gab es soziale Unterschiede zu berücksichtigen. Es wird auch anschaulich, daß Anstrengungen unternommen wurden, die schwersten Arbeiten durch elementare mechanische Hilfsmittel zu erleichtern. Jedoch ist bekannt, daß die Bedingungen der staatlichen Salzgewinnung in China bis zum 20. Jahrhundert nur sehr wenig Fortschritte machten.

Prof. Dr. Jean-François Bergier, Zürich

Christoph Bartels/Reinhard Feldmann/
Klemens Oekentorp:
Geologie und Bergbau im rheinisch-westfälischen Raum

Münster: Universität- und Landesbibliothek 1994 (216 S., 192 Abb.) 36,- DM, in der Ausstellung 24,- DM (= Schriften der Universitäts- und Landesbibliothek Münster. 11)

Bei dem Band handelt es sich um den Katalog zur Ausstellung aus dem historischen Buchbestand des Dortmunder Landesoberbergamtes, die im Frühjahr im Geologisch-Paläontologischen Museum der Universität Münster gezeigt worden ist und vom 11. September bis zum 20. November im Deutschen Bergbau-Museum Bochum zu sehen sein wird. Er umfaßt zwei Teile: Vier Aufsätze liefern Hintergrundinformationen zu Geologie und Bergbau in Westfalen, der Katalogteil beschreibt die ausgestellten Bücher.

Wolfhard Langer geht einleitend der Erforschung von Geologie und Paläontologie in Westfalen vor 1900 nach. Er verneint ausdrücklich die These, der Bergbau sei „Vater“ der Geologie (S. 13) und belegt eigenständige Wurzeln. Fossilien und Mineralien fanden schon im 17./18. Jahrhundert Beachtung, dabei stellten sich Querverbindungen zum Bergbau ein. Langer präsentiert viele unbekannte Autoren und deren Beschreibungen Westfalens aus einer Zeit, bevor im 19. Jahrhundert beide Fächer aufblühten. Christoph Bartels bilanziert die Forschungen zum mittelalterlichen und neuzeitlichen Erzbergbau in Westfalen. Angesichts des mit Recht angesprochenen Forschungsdefizits ist dieser Versuch sehr zu begrüßen. Bartels konzentriert sich auf die Bunterze, denen er überregionale Bedeutung zumißt, ohne daß es jedoch zu „Revierbildungen“ kam.

Anerkanntermaßen gehörten das Sauer- und Siegerland zu den alten Eisenregionen. Dort blieb aber der Bergbau technisch anspruchslos. Für die Frühzeit steht die Beweisführung für einen bedeutenden Abbau von Eisenerz immer noch auf wackligen Füßen. Erst im 13. Jahrhundert werden die Quellen dichter.

Wichtig sind die Hinweise auf die Blütephase zwischen 1450 und 1580, denn die Wirtschaftsgeschichte im Jahrhundert der Reformation wird noch immer vom Niedergang der Hanse bestimmt. Bartels führt vor allem Beispiele aus dem Herzogtum Westfalen an, wo der Bergbau nach 1580 zurückging. Im 17. Jahrhundert lag die Masse der Bergwerke still. Erst die Jahre nach 1750 brachten qualitative Weiterentwicklungen, die zur Industrialisierung überleiteten. Das Schürffieber zur Mitte des 19. Jahrhunderts erschloß im wesentlichen keine neuen Felder mehr. Der Erzbergbau schrumpfte bis auf die Gruben in Meggen und Ramsbeck.

Michael Fessner charakterisiert den märkischen Steinkohlenbergbau im 17. und 18. Jahrhundert anhand der Stellung der Gewerke. Neue Perspektiven in der Forschung (vgl. auch Fessners Aufsatz im „Anschnitt“ 5-6/1992 und 2-3/1993) werden eingefordert „als Korrektiv zur direktorial geprägten Bergbaugeschichte“ (S. 86). Das Eigeninteresse des Adels (und der Kaufleute) muß laut Fessner stärker berücksichtigt werden, um die Leistungen der Bergbeamten angemessen zu würdigen. Gleichwohl entwickelten das Bergamt und seine Beamten eine Eigendynamik. Sie ignorierten z. B. oft Anweisungen aus Berlin. Mit Recht verweist Fessner auf die Rolle der Schichtmeister als Bindeglied zwischen Gewerken und Bergamt.

Helmut Schelter schließt den Aufsatz mit einem kurzen Überblick über die historische Entwicklung des Landesoberbergamtes Nordrhein-Westfalen, dem er selbst lange Zeit vorstand.

Der Katalog der ausgestellten Bücher, ergänzt durch Objekte aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum, erschließt bergbaugeschichtliche Quellen aus drei Jahrhunderten und führt den Reichtum der Dortmunder Bibliotheken nachhaltig vor Augen. Nicht zuletzt 16 Farbtafeln und zahlreiche Fotos statten das Buch fast üppig aus.

Dr. Wilfried Reininghaus, Dortmund

Klaus Tenfelde (Hrsg.):
Sozialgeschichte des Bergbaus im 19. und 20. Jahrhundert.

Beiträge des Internationalen Kongresses zur Bergbaugeschichte Bochum, 3.-7. September 1989

München: C. H. Beck 1992 (1228 S.) 288,- DM (= Bergbau und Bergarbeit)

Die Drucklegung dieses umfangreichen Werkes ist, wie die der anderen Bände der Reihe auch, mit finanzieller Unterstützung durch die Industriegewerkschaft Bergbau und Energie ermöglicht worden. Bei den hier enthaltenen 70 Beiträgen von geradezu enzyklopädischer Tragweite handelt es sich um eine Auswahl derjenigen Forschungsergebnisse, die 1989 anlässlich des 100jährigen Jubiläums der Ge-

werkschaft auf dem beim Deutschen Bergbau-Museum Bochum veranstalteten Zweiten Internationalen Kongreß zur Bergbaugeschichte referiert und diskutiert worden sind. Angesichts der Zahl der seinerzeitigen Referenten und der insgesamt 150 Teilnehmer aus aller Welt muß der organisatorische Aufwand beträchtlich gewesen sein, wofür Werner Kroker vom veranstaltenden Bergbau-Museum für die damit verbundene organisatorische Leistung nachträglich hohe Anerkennung auszusprechen ist.

Klaus Tenfelde, dem wissenschaftlichen Leiter der Tagung, der zugleich für die gesamte Reihe verantwortlich zeichnet, gebührt außerordentliches Lob für diesen Band, an dem niemand mehr vorbeikommen kann, der sich mit der Sozialgeschichte des Bergbaus in vielen entwickelten und sich entwickelnden Ländern wie der vergleichenden modernen Sozialgeschichte überhaupt beschäftigt. Da alle Beiträge entweder in Englisch oder Deutsch abgefaßt sind, die Zusammenfassungen jeweils in der anderen Sprache, wird das Buch ohne Zweifel eine breite internationale Leserschaft finden.

Der Band beginnt mit einem meisterhaften Überblick über den „Steinkohlenbergbau an der Ruhr als Problem der nationalen und internationalen Politik“ von Hans Mommsen und schließt mit ebenso gedankenreichen wie provokativen Ausführungen über „The Miners' Community and the Community of Mining Historians“ von Klaus Tenfelde. Er gliedert sich wie die seinerzeitige Tagung in insgesamt fünf Sektionen, die jeweils von einem Berichterstatter eingeleitet werden:

1. Sozialgeschichte der Bergarbeiterkommunen im Vergleich (David F. Crew)
2. Wirtschaftliche und soziale Folgen des technologischen Wandels, der Rationalisierung und der Zechenstilllegungen im Kohlenbergbau (Bernd Weisbrod)
3. Protest, Organisation und industrielle Beziehungen im Bergbau des 19. und 20. Jahrhunderts (Dick Geary)
4. Probleme der Sozialgeschichte des Bergbaus in Entwicklungsländern (Peter Richardson)
5. Sicherheit, Gesundheit und Sozialpolitik im Bergbau im 19. und 20. Jahrhundert (Eberhard Wächtler)

Die Einführungen in die Sektionen durch die Rapporteurs zählen zu den Glanzlichtern dieses Bandes. Sie geben nicht nur einen Überblick über die Referate, sondern, was noch wertvoller ist, sie arbeiten die zentralen theoretischen und vergleichenden Fragen der einzelnen Beiträge heraus, von denen sich manche wie ein roter Faden durch das gesamte Buch ziehen.

Einer dieser Kernpunkte, den Crew am Beginn der ersten Sektion herausgearbeitet hat, ist das schwierige Problem, gültige Verallgemeinerungen aus der Sozialgeschichte des Bergbaus ableiten zu wollen. Die alte These

von Clark Kerr und Abraham Siegel, der Bergbau habe die Tendenz zu einem „isolierten Massenphänomen“ mit einer stark entwickelten Protest- und Streikbereitschaft, ist längst durch neuere Forschungsergebnisse überholt. Roy Church, Quentin Outram und David N. Smith konnten ferner in der Diskussion über das Streikverhalten der Bergleute nachweisen, daß weder der marxistische, noch der soziologische oder ökonomische Ansatz zu befriedigenden Erklärungen führen kann. Alle liefern nur partiell zutreffende Erklärungen über Fragen von erkenntnisleitendem Interesse. Die Marxisten können nicht begründen, weshalb sich das Klassenbewußtsein nur in einigen Revieren herausgebildet hat, in anderen aber nicht; industrielle Beziehungsstrukturen sind nie derart stark institutionalisiert, wie es die Ökonomen gern sähen, und ebensowenig hilft es, Streiks in entwickelten industriellen Gesellschaften als irrational oder als „Unfälle“ zu erklären.

Die Untauglichkeit, mit den bestehenden Methoden signifikante historische Situationen zu begründen, hat Adrian Shubert in seinem überzeugenden Aufsatz über die asturischen Bergleute veranschaulicht, als die Erhebung von 1934 nicht in der Tradition einer besonders starken Militanz stand. Ähnlich hat Kazuo Nimura in seiner Untersuchung über den Streik beim Kupferbergwerk Ashio von 1907 die bestehende Lehrmeinung in Frage gestellt: Der Streik war nicht, wie allgemein angenommen, von ungelerten, unterbezahlten und unorganisierten Hilfsarbeitern gegen die mächtigen Subunternehmer begonnen worden, sondern als diese Schwächen zeigten, von gut bezahlten wie stark organisierten Facharbeitern.

Obwohl bestehende Theorien und Verallgemeinerungen fortwährend durch neue Forschungsergebnisse korrigiert werden, bedeutet dies nicht, daß Untersuchungen zur Sozialgeschichte des Bergbaus nur eine endlose Aneinanderreihung singulärer und nicht vergleichbarer Fallstudien sind. David F. Crew weist mit Recht darauf hin, der Historiker „will have to live with considerable ambiguity and contradiction“. Das schließt aber nicht aus, daß auch vorsichtige vergleichende Verallgemeinerungen erlaubt sind. Vergleiche können nicht forciert werden; Crew selbst argumentiert für seine Sektion, daß sorgfältig zwischen neuen Bergbauregionen und traditionellen Revieren unterschieden werden muß. Die Verhältnisse in Australien, Alaska, Colorado, Afrika und Lateinamerika können nur bedingt miteinander verglichen werden, noch schwieriger ist ihr Vergleich mit jenen im westlichen Europa und selbst mit den relativ alten Bergbauregionen in den USA.

Es ist schwierig genug, das Vergleichbare miteinander zu vergleichen, besonders deutlich zeigt das Joël Michels brillanter Beitrag „Bergarbeiterkommunen und Patriarchalismus in Westeuropa bis 1914“. Er legt überzeugend dar, daß der Bergarbeiterwohnungsbau der Heranziehung einer zuverlässi-

gen Arbeiterschaft dienen sollte, also zunächst einmal wirtschaftliche Motive hatte. Das Moment der Kontrolle über die Arbeiter ergab sich erst später in Zeiten sozialer Unruhen und wirtschaftlicher Probleme. Nicht weniger interessant ist Michels Analyse der Reaktion seitens der Bergleute: gerade weil sie in Werkswohnungen bzw. weitgehend abgeschlossenen Siedlungen lebten, begannen sie, ein spezifisches Solidaritätsgefühl untereinander und Mechanismen des Widerstands gegen die Unternehmer zu entwickeln. Als Resultat verkehrten sich mitunter die patriarchalisch gewährten Privilegien der Bergwerksbesitzer in ihr Gegenteil, und das Gemeinschaftsgefühl der Belegschaften führte häufig genug zum Abbau ihrer grundlegenden ideologischen Vorbehalte gegenüber dem Kapitalismus und ihres Zugehörigkeitsgefühls zur Arbeiterklasse. Dieses berufsbezogene Selbstwertgefühl, so haben deutsche Historiker herausgearbeitet, war vor allem nach den beiden Weltkriegen stark ausgeprägt, als die Produktion von Steinkohle die wichtigste volkswirtschaftliche Aufgabe war.

Wesentliche Erkenntnisse ergeben sich aus dem Buch auch für den Einfluß des technologischen Wandels und der Absatzverhältnisse auf die soziale Entwicklung. Die Aufsätze, die sich mit Rationalisierungsmaßnahmen und den Produktionsverfahren befassen, konzentrieren sich verständlicherweise auf England und Deutschland, den beiden größten Kohleproduzenten auf dem Kontinent, die von neuen Technologien am meisten profitierten und vom Niedergang des Steinkohlenbergbaus in diesem Jahrhundert am härtesten getroffen wurden. Der Kohlemarkt erlebte Höhen und Tiefen, wie Evelyn Krokors Untersuchung zum „Kleinbergbau im Ruhrgebiet nach 1945“ belegt und wie Uwe Burghardt bei seiner Analyse der „Anfänge der Mechanisierung des Ruhrbergbaus (1905–1914)“ nachweist.

Die Nachfrage nach Kohle und technologische Verbesserungen haben die Arbeitsbedingungen der Bergleute gewandelt. Ganz in diesem Sinne haben die Gründung des Rheinisch-Westfälischen Kohlen-Syndikats im Jahre 1893 und die wirtschaftlichen Schwierigkeiten um die Jahrhundertwende den Schwerpunkt von der Produktionssteigerung auf die ständige Verminderung der Produktionskosten verlegt. Dies wiederum hatte die Einführung der Schüttelrutsche und den verstärkten Strebau zur Folge, was die Arbeitswelt in den Gruben entscheidend veränderte. Die Rationalisierungsprogramme in den 20er und 30er Jahren begünstigten den zahlenmäßigen Anstieg ungelerner Arbeitskräfte, zur selben Zeit riefen Überproduktion und neue Bedingungen des nationalen wie des internationalen Marktes den staatlichen Einfluß auf den Plan. Wie die Rationalisierungsversuche in Großbritannien zeigen, hat dort das Einschalten der Regierung die Probleme eher verschärft. Bernd Weisbrod weist mit Recht darauf hin, daß der technologische Wandel zwar entscheidend die Arbeitsbedingungen

der Bergleute verbessert hat, aber nicht ihre Arbeitssicherheit.

In der Tat führt der vorliegende Band deutlich vor Augen, wie stark in allen Bergbauregionen, besonders in den heutigen Revieren, die Gegenwart von der Vergangenheit geprägt ist. In den unterentwickelten Ländern wurzelt die Bergbauindustrie in der frühen Geschichte des Handelskapitals ebenso wie in den kolonialen Strukturen, aber die postkoloniale Gegenwart und die Zukunft werden sowohl von den internationalen Märkten wie der jeweiligen nationalen Politik bestimmt. Der Bergbau war immer ein „ganz besonderer“ Wirtschaftszweig, in dem der starke Einfluß des Staates die Eigentumsverhältnisse und die sozialen Strukturen reglementiert hat.

Interessanterweise hat Eberhard Wächtler als der führende Bergbauhistoriker der früheren DDR in seiner Einführung zur letzten Sektion „Sicherheit, Gesundheit und Sozialpolitik im Bergbau“ formuliert: „Machbar ist in irgendeinem Bereich der Gesellschaft immer nur das, was ökonomisch möglich ist“ (S. 1024). Dies könnte zwar vordergründig einen gemeinsamen Nenner der marxistischen wie der kapitalistischen Ideologie bedeuten, aber die große Bandbreite der Beiträge in diesem Buch zeigt doch vielmehr, daß das „ökonomisch Machbare“ zu jeder Zeit und überall wesentlich komplizierter gewesen ist. Angesichts der fundamentalen Bedeutung des Bergbaus für die Industrialisierung weltweit wäre dies schließlich eine nicht unwesentliche Erkenntnis. Daher ist es um so begrüßenswerter, daß die fruchtbaren Ergebnisse der Konferenz beim Deutschen Bergbau-Museum in diesem Band veröffentlicht worden sind.

Prof. Dr. Gerald D. Feldmann, Berkeley, Ca.

Ralf Karl Oenning:
„Du da mitti polnischen Farben...“
Sozialisationserfahrungen von Polen im
Ruhrgebiet 1918 bis 1939

Münster/New York: Waxmann Verlag, 1991
(186 S.) 29,80 DM

In dieser der Historischen und Interkulturellen Pädagogik zuzuordnenden Studie, einer Dissertation, die in ihrem Titel – wie bei vielen Anhängern der „Oral history“ üblich – ein Zitat aus einem der Interviews wiedergibt wurde der Versuch unternommen, erstmals polnische Arbeitsmigranten bzw. deren Kinder und Enkel als Betroffene und Zeitzegen zu befragen und deren Aussagen in die Untersuchung einzubeziehen. Allerdings ist es beim Versuch geblieben. Es ist Oenning nicht gelungen, die Probleme der Oral History zu überwinden.

Nach einem Überblick über die wichtigste deutschsprachige bzw. ins Deutsche übersetzte Literatur zu seinem Forschungsobjekt und die methodologischen Grundlagen seiner Studie, d. h. die historisch-kritische Me-

thode, die Oral History und die Etablierten-Außenseiter-Figuration von Elias beschreibt der Autor eine konkrete Ausprägung der Etablierten-Außenseiter-Figuration im Ruhrgebiet von 1870–1939. Dabei folgt er der Literatur unkritisch, auch dort, wo eine reflektierende Analyse vor allem im Zusammenhang mit dem von ihm gewählten figurationssoziologischen Ansatz notwendig gewesen wäre. Der Verf. liefert keine neuen Erkenntnisse; selbst die viel zu knapp geratene Darstellung der „Etablierungsversuche der Außenseiter“ in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, die den historischen Hintergrund für die vorliegende Untersuchung liefert, spiegelt nur Tenor und Gewichtung der deutschen wissenschaftlichen Literatur wider.

Am konkreten historischen Fall der Polen im Ruhrgebiet demonstriert Oenning die Mechanismen der Herrschaftssicherung durch die Etablierten, d. h. die deutsche Mehrheitsbevölkerung in Kap. 3. In diesem Zusammenhang formuliert er eine widersprüchliche Aussage, die sein Mißverständnis der Etablierten-Außenseiter-Figuration signalisiert, die er irrtümlich für eine „Integrationstheorie“ hält (S. 10). Die „Herrschaftsinstrumente der Etablierten“ wurden laut Oenning eingesetzt, „um die Eingliederung der Ruhrpolen zu beschleunigen und sie auf den ihnen zugewiesenen Ort zu verweisen“ (S. 96). Das Paradigma von Elias beschreibt jedoch Segregationsmechanismen innerhalb einer Gesellschaft bzw. den (erfolgreichen) Versuch und die Methoden, eine Gruppe von der Teilhabe an dieser Gesellschaft auszuschließen. Daher kann bei konsequenter Anwendung dieses Ansatzes nur die zweite Behauptung zutreffen: den Außenseitern wird ein Platz zugewiesen, und zwar außerhalb der Gesellschaft, außerhalb der Gruppe der „Besseren“; die „Herrschaftsinstrumente“ dienen also zur Verhinderung der Integration im Sinne einer gleichberechtigten Teilhabe am Leben dieser Gesellschaft, Gruppe.

Im zentralen Kap. 4, das etwa ein Drittel des Textes ausmacht, werden die Alltagserfahrungen von „Ruhrpolen“ behandelt und die Interviews ausgewertet. Dabei sollen das individuelle Eingliederungsverhalten überprüft, die Erfahrungen der Diskriminierung vermittelt sowie das Verhältnis von Minderheits- und Mehrheitsbevölkerung untersucht werden (S. 101). Der Anspruch ist hoch, und es gelingt dem Verf. nur teilweise, ihn einzulösen. Die „Beispiele für Gruppencharisma und Gruppenschande“ (S. 102–109) – die Begriffe stammen von Elias –, die Oenning anhand der Interviews mit Vertretern der Mehrheitsbevölkerung aufzeigt, sind eine gelungene Exemplifikation der Etablierten-Außenseiter-Figuration und belegen die Wirksamkeit der Mechanismen zur Stärkung der „Wir-Gruppe“ und deren Bewußtsein von der eigenen Superiorität sowie zur Diffamierung der Außenseiter und Festschreibung deren Inferiorität. Die entlarvenden Zitate sprechen für sich. Auch die erlebten Formen der Diskriminie-

rung durch die Minderheit (S. 109–118) belegen die „archivierte Wirklichkeit“, die im vorhergehenden Kapitel dargestellt wurde. Grundlegende Kritik muß bei der Untersuchung des individuellen Eingliederungsverhaltens einsetzen (S. 124–151).

Die von Oenning entwickelten drei Idealtypen: der „antiasimilative“, der „assimilative“ und der „pragmatische“ (S. 124 f.) sind als Grundtypen im Prinzip theoretisch einleuchtend, lassen sich jedoch aus dem präsentierten Material von 30 Interviews nicht empirisch ableiten. Sowohl bei den angeführten Zitaten als auch in den geschilderten Biographien treten Widersprüche auf, die zum einen auf eine ungenaue Recherche bzw. Rekonstruktion schließen lassen, zum anderen auf einen krampfhaften Versuch, das Material doch noch als Beleg für seine Typologie zurechtzubiegen. Bei der Auswertung und Interpretation der Interviews – so scheint es – hat sich der Verf. selbst im „Fallstrick“ der „Beziehung als Etablierte und Außenseiter“ (Elias) verfangen. Sowohl die „Synonyme“ (sic! S. 10) für die interviewten „Ruhrpolen“, die stigmatisierenden Charakter haben (z. B. Stalinsky, Czerwonek = der „Rote“) oder an historische Personen in Polen (Jan Kochanowski) sowie konkrete Persönlichkeiten der polnischen Minderheit in Deutschland erinnern, als auch die Zuordnung der Mehrheit der Minderheitsangehörigen zum „pragmatischen Typ“, der jedoch nicht als pragmatisch, sondern als opportunistisch beschrieben wird, weisen darauf hin.

Des weiteren sind Zweifel angebracht, ob mit der Methode der Oral history das „Eingliederungsverhalten“ der „Ruhrpolen“ überprüft oder rekonstruiert werden kann, ob das Material sich zur Unterstützung der Typenbildung eignet. Die von den Interviewten erinnerte Geschichte – auch die eigene Lebensgeschichte – ist nicht deren Geschichte schlechthin, sondern deren *ex post* Interpretation oder eventuelle Rechtfertigung. Bei interviewten Außenseitern ist noch mehr als sonst deren damalige und heutige Lage, vor allem aber auch die Interviewsituation bei der Aufarbeitung des Materials zu berücksichtigen. Hier hat der Verf. Möglichkeiten, die der gewählte theoretische Rahmen bietet, nicht ausgeschöpft.

Die Macht der Etablierten über die Außenseiter liegt laut Elias/Scotson darin begründet, daß sie in der Lage sind, ihr eigenes Negativbild von den Außenseitern diesen als Selbstbild aufzuzwingen. Elias und Scotson schildern zwei Möglichkeiten, auf den Schimpfklausch zu reagieren. Die Außenseiter versuchen, den Normen und Werten der Etablierten zu entsprechen und dies auch nach außen zu dokumentieren, also bei gleichzeitiger Akzeptanz des Negativbildes, sich von diesem Image zu befreien, oder aber sie nehmen das Fremdbild bewußt an und bestätigen es u. U. auch durch ihr Verhalten oder neigen gar dazu, es überzuerfüllen. Im Falle der „Ruhrpolen“ bedeutet dies, daß sie dem deutschen

Interviewer entweder ihre Zugehörigkeit zur polnischen Minderheit herunterspielten, mit materiellen Argumenten die Teilnahme an Veranstaltungen der Außenseiter begründeten und damit den Eindruck des „Durchlaviens“ erweckten, oder aber sie erfüllten (da sie bereits als Polen identifiziert waren) bewußt die Rollenerwartung und verschwiegen Momente, die u. U. dieser Rolle nicht entsprachen. Gerade als Erziehungswissenschaftler hätte der Verf. sich dieser Problematik annehmen sollen. Ihre Untersuchung wäre bei weitem fruchtbarer gewesen als die Aufstellung einer Typologie, die trivial ist. Der Autor hat das einmalige Material, über das er verfügt, nur unzureichend genutzt.

Dies gilt auch in anderer Hinsicht. Sozialisationserfahrungen machten die Polen nicht nur in der Schule, sondern auch am Wohnort, in der Nachbarschaft, in der Freizeit, am Arbeitsplatz. In dem knappen Exkurs über die „Kolonie als relativ diskriminierungsfreier Raum“ (S. 118–124) werden die „interethnische“ Kollegialität und Nachbarschaft, die Hilfe, die Zusammenarbeit, das Zusammenleben und -feiern angedeutet. Aber Oenning bleibt zu vage, stützt sich hauptsächlich auf die entsprechende Literatur; dabei lassen die angeführten Zitate aus den Interviews viel interessantes Material zum Thema vermuten. Der gesamte Bereich der Arbeitswelt bleibt – bis auf wenige Hinweise – ausgeklammert, obwohl auch die Sozialisationserfahrungen am Arbeitsplatz prägend waren. Wäre der Verf. dieser Problematik nachgegangen, hätte er herausfinden können, daß die Etablierten-Außenseiter-Figuration, die Deutsche und Polen im Ruhrgebiet bildeten, nicht in allen Punkten der von Elias/Scotson beschriebenen entsprach: z. B. aufgrund der Arbeitsbeziehungen im Bergbau, aufgrund von Nachbarschaftsbeziehungen in der Kolonie und aufgrund der eigenen Kohärenz der polnischen Minderheit, die Oenning vernachlässigt bzw. nur bis zum Ersten Weltkrieg als gegeben betrachtet.

Neben dieser grundsätzlichen Kritik sind zahlreiche Ungenauigkeiten zu monieren. Die Tipp- oder Schreibfehler, besonders in den eingeflochtenen polnischen Wörtern, die ungenauen Übersetzungen aus dem Polnischen lassen an den Polnischkenntnissen des Autors zweifeln, die er durch das Anführen polnischer Titel im Literaturverzeichnis suggeriert. Aber auch mit den Fakten nimmt es der Verf. nicht so genau. Des weiteren neigt er – abgesehen von einem manchmal unangebrachten Stil (wie „hoher Blutzoll“ der Polen im Ersten Weltkrieg, S. 28, oder „hatten sich die Ruhrpolen... vor einen fremden Karren spannen lassen“, S. 39) – zu ungenauer Zitierweise, aber auch zu Spekulationen, die weder aus der Literatur noch aus den Interviews ableitbar sind.

Insgesamt hinterläßt das Buch einen unbefriedigenden Eindruck. Neue Erkenntnisse werden kaum vermittelt, die Erwartungen an die Arbeit nicht erfüllt. Es zeigt sich, daß die Chancen, die ein ungewöhnlicher Ansatz bie-

tet, sowohl der Oral history als auch der der Etablierten-Außenseiter-Figuration, nicht genutzt werden können, wenn zur Richtschnur der Interpretation des Materials das „archivierte Wissen“ herangezogen und nicht hinterfragt wird.

Dr. Valentina Maria Stefanski, Bremen

Mark Roseman:
Recasting the Ruhr, 1945–1958.
Manpower, Economic Recovery and
Labour Relations

Providence/Oxford: Berg Publishers 1992
(358 S., 18 Tab., 4 Diagr.) 42,- GBP

Dieses Buch füllt eine Lücke in der historischen Analyse der Zusammenhänge, die nach 1945 das stark zerstörte Ruhrgebiet, die ehemalige „Waffenschmiede Deutschlands“, auf einem relativ verwickelten Weg zu einem der Motoren des westdeutschen „Wirtschaftswunders“ und später erneut zum schwerindustriellen Herz Westeuropas werden ließen. Der Verf. stellt sogar einleitend die These auf, der Schlüssel zum gesamten wirtschaftlichen Aufschwung Westeuropas habe nach Kriegsende an der Ruhr gelegen. Kernthema der Studie Rosemans ist die Frage, mit welchen Mitteln bis zum Ende der 1950er Jahre versucht worden ist, die Ende 1945 auf ein Drittel der Menge von 1938 gesunkene Kohlenförderung der Ruhrgebietszechen wieder so zu steigern, daß die immense Nachfrage nach diesem damals absolut wichtigsten Energieträger befriedigt werden konnte. Zunächst war diese Aufgabe die wohl gravierendste Herausforderung für die britische Besatzungspolitik, die sich in einer dreifachen Zwangslage befand: Sie mußte der drohenden Gefahr einer Hungersnot der deutschen Bevölkerung begegnen; sie mußte alles daran setzen, die Besatzungskosten für den englischen Steuerzahler zu verringern, und sie mußte die Forderung der anderen Alliierten, besonders Frankreichs, nach Export von Ruhrgebietskohle zu friedensstellen.

Roseman zeigt, daß das Problem der Steigerung der Fördermengen die ganze Zeit über im wesentlichen als Arbeitskräfteproblem wahrgenommen wurde – dies unter der Doppelperspektive der Anwerbung eines ausreichenden Arbeitskräftepotentials für die Zechen überhaupt und der Erhöhung der Arbeitseffizienz und Leistungsfähigkeit vor allem der vielen erwachsenen Neubergleute sowie der auszubildenden Berglehrlinge und Jungbergleute. Aufgrund intensiver Quellenstudien gelingt es dem Verf., die Gründe verständlich zu machen, warum die Briten mit ihrer Kohlepolitik so ineffektiv waren. Zwar war das Hauptproblem die in diesen Jahren besonders geringe Attraktivität des Bergmannsberufs, aber eine Fülle weiterer Gründe spielte ebenfalls eine Rolle, vor allem auch die inneren Spannungen im Lager der Alliierten und die spezifischen Probleme des engli-

schen Empires. Erst als sich die Briten enger an die Amerikaner anzuschließen und die Bizone zu gründen bereit waren, erhielten sie von den USA entsprechende Unterstützung. Für die Jahre 1945/46 jedenfalls kommt Roseman zu dem Ergebnis, daß es die Besatzungsmächte selbst waren, die eine ökonomische Stabilisierung zunächst einmal stark behinderten, vor allem durch ihren Zwang, die deutsche Kohle unter Preis zu verkaufen.

Doch auch nach der Währungsreform und nach den Wandlungen in den Zuständigkeiten für die Kohlepolitik in der jungen Bundesrepublik waren die Bemühungen zur Veränderung der Produktionsverhältnisse noch längere Zeit nicht allzu erfolgreich. Die Erhard'sche Politik, den Kohlepreis zur Verhinderung einer Inflation niedrig zu halten, führte sowohl dazu, daß der Wohnungsbau darunter litt, als auch zur Zahlung von Löhnen, die noch Mitte der 50er Jahre im Vergleich zu anderen Industriezweigen nicht konkurrenzfähig waren. Die Folge war, daß es letztlich vor wie nach der Währungsreform nicht zu einer durchgreifenden Reorganisation des Faktors Arbeit kam.

Doch Roseman bleibt mit seiner Analyse nicht bei der differenzierten Darstellung dieser eher wirtschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge stehen; ihn interessieren darüber hinaus auch die kulturellen und ideengeschichtlichen Wurzeln der Umformung der bergmännischen Arbeitsbeziehungen und Lebensverhältnisse in den 50er Jahren. Zwar will er sich diesem Komplex nicht mit Methoden der Alltagsgeschichte nähern und die Wiederaufbauphase eher unter sozialgeschichtlichem Blickwinkel „on the higher organisational levels“ (S. 18) untersuchen, doch gelingt es ihm dennoch, das Klima der damaligen Zeit besonders im Wahrnehmungshorizont der Bergassessoren, Grubenbeamten und auch z. B. der Bischöfe zu beschreiben. Tiefsitzende Ängste vor einer entwurzelten und aufsässigen Bergarbeiterschaft und vor einem undisziplinierten Nachwuchs spielten etwa eine wichtige Rolle bei der Diskussion über Ausbildungswege und Prüfungsverfahren, bei der Einrichtung von Bildungs- und Freizeitstätten, bei der Unterbringung der Neubergleute und bei Wohnungsbauplänen, bei der Propagierung von Anstandsregeln und Verhaltensnormen im Alltag usw.

Roseman zeigt im Grunde am Beispiel der Binnenstrukturen im Bergbau, wie sich die allgemeine Restauration allmählich in den frühen 50er Jahren in der Bundesrepublik durchsetzen konnte und dabei auch die Gewerkschaften, hier die IGB, mit einbezog: Auch bei den Gewerkschaftsfunktionären herrschte der nachdrückliche Wille, radikale Tendenzen auszuschalten, den traditionellen Bergarbeiterstatus wieder herzustellen und aus einer harmonischen Sozialpartnerschaft die größtmöglichen Gewinne zu ziehen. Dies führte auf beiden Seiten, bei den Bergbau-Managern wie bei den führenden Gewerkschaftern, zu Mißtrauen gegenüber Neuan-

sätzen und modernen Managementmethoden. Ein entsprechender Wandel habe sich dann erst – so Roseman – in den 60er und 70er Jahren vollzogen. Doch dieser ist nicht mehr Thema dieser informativen, umsichtig erarbeiteten und gut lesbaren Studie eines hervorragend informierten Autors, der Dozent für Geschichte an der Universität von Keele, England, ist.

Prof. Dr. Jürgen Reulecke, Siegen

Wolfgang Benz (Hrsg.):
Salzgitter.
Geschichte der Gegenwart einer deutschen
Stadt 1942–1992

München: C. H. Beck 1992 (797 S., zahlreiche
Abb.) 98,- DM

Der 50. Jahrestag der Stadtgründung von Salzgitter war der geeignete Anlaß, über die Geschichte und Gegenwart dieser „deutschen Stadt“ nachzudenken. Die öffentliche Selbstversicherung anlässlich eines Jubiläums gerinnt häufig zum Buch, und auch hier versammelt der voluminöse Aufsatzband insgesamt 32 außerordentlich unterschiedliche Beiträge zur Entwicklung der niedersächsischen Industriestadt. Der Herausgeber Wolfgang Benz läßt in seinem Einleitungsbeitrag gar keinen Zweifel daran, daß die Gründung von Salzgitter dem „Autarkie- und Expansionsdrang des Nationalsozialismus“ zuzuschreiben ist und die Großstadt nach „Entstehung und Erscheinungsbild von nationalsozialistischer Ideologie geprägt“ (S. 13) wurde.

Gleichermaßen als Zentrum einer nationalsozialistischen Montanindustrie wie als „NS-Musterstadt“ ausersehen, vermochte das Regime allerdings nur einen Teil der Planungen zu realisieren. Dem demokratischen Gemeinwesen Bundesrepublik war dann aufgegeben, Industrieanlage und Barackenstadt in neue politische, ökonomische und soziale Strukturen einzubetten. Trotz aller Schwierigkeiten, die von der britischen Demontagepolitik und der industriellen Monostruktur mit dem fast schon übermächtigen Einfluß des Montanunternehmens auf die Kommune ausgingen, entfaltete sich rasch ein demokratisches Leben, fanden Zuwanderer Arbeit, Einkommen und Heimat in der zunächst recht unwirtlichen Wohnstatt.

Dem komplexen Prozeß der gesellschaftlichen Resozialisierung und Zivilisierung einer NS-Kommune spüren fünf thematische Blöcke nach, in denen zunächst „Anlaß und Standort“, sodann Planung, Städtebau und Wohnungsbau behandelt werden. Nach einem Kapitel, das „Erblast und Neubeginn“ beim Übergang vom Nationalsozialismus zur Nachkriegszeit tariert, greift der Abschnitt zum „Prozeß der Urbanisierung“ zeitlich am weitesten und bindet die 1942 erfolgte Stadtgründung mit der niedersächsischen Gebiets- und Verwaltungsreform der frühen

1970er Jahre zusammen. Der abschließende Themenblock „Traditionslinien“ zeigt, daß Werk und Stadt eben nicht auf „jungfräulichem Boden in die Landschaft gesetzt“ (S. 77) wurden, wie Matthias Riedel fälschlicherweise annimmt, sondern statt dessen eine ganze Region dynamisch veränderten.

Die eigenwillige Gliederung, die etwa den instruktiven Beitrag des Stadtarchivars Jörg Leuschner über die Gründung von Watenstedt-Salzgitter und die Anfänge der Kommunalpolitik erst auf Seite 390 plazierte, macht es aber recht schwer, sich in dem Sammelband zurechtzufinden. Nicht allein, daß hierdurch vermeidbare Wiederholungen in einer ganzen Reihe von Beiträgen auftreten; das Ziel, Strukturen zu analysieren, Entwicklungslinien zu verfolgen und Kontinuitäten und Brüche in der Entwicklung des Salzgitter-Raumes zu untersuchen, kurz: die „Situation einer neuen Stadt im 20. Jahrhundert mit allen ihren sozialen, politischen, ökonomischen Problemen“ (S. 25) aufzuzeigen, weckt Erwartungen, die im Grunde unerfüllt bleiben.

Es ist zum einen die fehlende inhaltliche Abstimmung zwischen den einzelnen Beiträgen, die einer Durchdringung des Stoffes entgegensteht. Dazu kommt, daß mancher Aufsatz ein Remake früherer Publikationen darstellt und keinen nennenswerten Erkenntnisgewinn aufweist. Dies zeigt sich beispielsweise im ersten thematischen Block. Rainer Haus zeigt zwar auf, daß das Salzgitter-Erz nach dem Ersten Weltkrieg von der deutschen Montanindustrie wegen des Fortfalls der lothringischen Minette gelegentlich als „Komplementärerz“ (S. 31) betrachtet wurde, aber erst die auf Kostenfragen und Rentabilität geringen Wert legende Autarkiepolitik des NS-Regimes trieb die konkreten Planungen zur Errichtung eines Montanunternehmens voran. Das ist jedoch so neu nicht, was aber nicht verhindert, daß Matthias Riedel, der die „Gründung und Entwicklung der Reichswerke ‚Hermann Göring‘ und deren Position in der Wirtschaftspolitik des Dritten Reiches“ abhandelt, die schlichte Botschaft im direkten Anschluß noch einmal wiederholt.

Auch sieht Riedel keinen Anlaß, seine bereits 1973 publizierten Grundgedanken mit dem neueren Forschungsstand (Forndran, Kube) zu konfrontieren, und er mißt dementsprechend den polykratischen Entscheidungsstrukturen des NS-Regimes bei der Gründung des Montanunternehmens vergleichsweise wenig Bedeutung bei. Seine Darstellung bleibt recht eindimensional, wenn er Ruhrindustrielle, die dem Vorhaben Görings aus ihren ureigensten ökonomischen Interessen ablehnend gegenüberstanden, davon bedroht sieht, „als Saboteur in ein KZ gebracht zu werden“ (S. 61). Weiterhin bricht sich immer wieder das Faszinosum der großindustriellen Neugründung Bahn, deren technische Einrichtung als „mustergültig“ (S. 77) gepriesen wird.

Glücklicherweise finden solche undifferenzierte Gründermythen, auf deren konstitutive

Wirkung für die kollektive Erinnerung Wolfgang Benz einleitend hingewiesen hat, in Beiträgen von Gerhard Th. Mollin und Gerd Wysocki angemessene Korrektur, insofern Mollin die vordergründig planmäßige und zweckrationale Unternehmensexpansion der Reichswerke als Versuch der „schrackenlosen Ausdehnung des persönlichen Einflußbereiches zur Ansammlung individuellen Reichtums und individueller ‚Macht‘“ (S. 110) ausweist. Damit dürfte gleichzeitig auch der Typus des nationalsozialistischen Industriemagnaten, den Paul Pleiger repräsentiert, angemessen charakterisiert sein. Wysocki zeigt in seinem Beitrag zum Konzentrationslager Drütte am Beispiel der Munitionsherstellung in den Reichswerken die Kompatibilität von KZ-Häftlingsarbeit und modernen Fertigungstechnologien auf. Um den Preis vieler Todesopfer und täglicher Qualen brachte die effiziente Rüstungsproduktion eine neue Form der „Sklavenarbeit“ hervor. Die betrieblichen und staatlichen Repressionsapparate hatten aber auch auf deutsche und ausländische Arbeiter, die sich verweigerten, eine oppositionelle Haltung an den Tag legten oder gar Widerstand leisteten, ihr Augenmerk gerichtet. Trotz aller Bespitzelungen und Verfolgungsmaßnahmen gelang es zumindest ausländischen Arbeitern, durch Arbeitsverzögerungen die nationalsozialistische Kriegswirtschaft zu behindern, wie Beatrix Herlemann aufzeigt.

Die Lebenslage vieler deutscher und ausländischer Arbeiter der Reichswerke war dabei alles andere als „mustergültig“, wie Marie-Luise Recker mit ihrem Vergleich des sozialpolitischen Anspruchs mit der sozialen Realität belegt. Sie kommt zu dem Schluß, daß das Leben von „beschwerlichen Wohnbedingungen“ und einer vollkommen unzureichenden städtischen Infrastruktur (Schulen, Freizeitangebote etc.) geprägt war und die Stadt insgesamt ein „Torso“ blieb. Daß die bauliche Hinterlassenschaft des NS-Regimes eine „schwere Hypothek“ (S. 161) für die Nachkriegszeit darstellte, wird von Sonja Günther bestätigt, die im Siedlungsbau trotz aller Anklänge des Gartenstadt-Konzepts Heinrich Tessenows weitreichende „Bausünden“ vorfindet. Die meisten Wohnungen konnten erst in der Nachkriegszeit durch umfangreiche Umbauten funktional und bewohnbar gemacht werden.

Die vielleicht wichtigsten Bauten des Nationalsozialismus stellten aber auch in Salzgitter die Wohn- und Funktionsbaracken dar, die während der Kriegsjahre und auch später noch großen Teilen der Bevölkerung behelfsmäßigen Wohnraum boten. Arbeit und Alltagsleben fanden in der Barackenstadt vornehmlich als „Lageralltag“ (S. 282) statt. Die hohe Anschaulichkeit, mit der Juliane Wetzel diese „Erblast“ (S. 281) nachzeichnet, ermöglicht gleichermaßen eine dichte atmosphärische Beschreibung der kleinräumigen Lebensverhältnisse wie eine differenzierte Bewertung der Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen, die in mancher Hinsicht in die Positionen der in ihre Heimatländer

zurückgekehrten ausländischen Arbeiter eintraten.

Die Beiträge zum politischen, sozialen und wirtschaftlichen Neubeginn nach 1945 führen einerseits die existenzbedrohenden Folgen der britischen Demontagepolitik vor Augen. Reinhard Försterling und Horst Thum zeichnen andererseits die Bildung der politischen Parteien, von Gewerkschaften und Betriebsräten nach, wobei die Sozialdemokratisierung des politischen Lebens in der Kommune und in der Arbeitervertretung des stadtbeherrschenden Unternehmens im Mittelpunkt steht.

Die gesamte Armseligkeit der nationalsozialistischen Kommunalpolitik zeigt sich vor allem auch darin, daß nach 1945 gleichsam eine „zweite Stadtgründung“ vollzogen werden mußte, wodurch Salzgitter überhaupt erst die kommunale Erstausrüstung, die erforderlichen Finanzen und Grundstücke, bekam. Selbst im demokratischen Gemeinwesen erfolgte die Zuweisung in einem Spannungsfeld, in dem Bund, Land, Kommune und Konzern miteinander vielfältige Konflikte ausfochten. Die Fortexistenz der Stadt war zudem seit den frühen 50er Jahren durch Pläne zur Gebiets- und Verwaltungsreform gefährdet, bis das niedersächsische Neugliederungsgesetz von 1974 Salzgitter endgültig 31 Stadtteile zuwies. Damit kommt der Sammelband auch in der Gegenwart der „deutschen Stadt“ an, deren Vielfalt zwölf Fotoportraits andeuten.

Ungeachtet der Aussagekraft und Verlässlichkeit vieler Beiträge bleibt eine gewisse Unzufriedenheit zurück. Obgleich auf dem kommunalen Leben der Schatten eines dominierenden Industrieunternehmens lag, unterbleibt für die Nachkriegszeit eine systematische Würdigung der Unternehmensgeschichte, so daß die Interdependenzen von Werk und Stadt nicht scharf gefaßt werden können. Dies ist um so mißlicher, als nicht allein Demontagen, sondern später vor allem die strukturell bedingten Unrentabilitäten den Fortbestand der wirtschaftlichen Lebensquelle der Stadt gefährdeten. Solche Lücken ergeben sich wohl aus der konzeptionellen Unausgewogenheit des Sammelbandes, der zwischen exzellenter Heimatforschung und akademischem Diskurs angesiedelt ist. Dabei erweisen sich die quellengesättigten Arbeiten zur Stadtgeschichte als bedeutend nutzbringender als etwa der Beitrag von Susanne Fritzsche, die die Entstehung von Salzgitter in den internationalen Zusammenhang der Stadtgründungen im 20. Jahrhundert zu stellen versucht. Es ist kein Zufall, daß auch hier eine Bezugnahme auf das gleichzeitig entstandene Wolfsburg, der damaligen Stadt des KdF-Wagens, fehlt, obgleich beide Industrieansiedlungen und Stadtgründungen im engen Zusammenhang standen. Diese inhaltlichen Mängel sind um so schmerzlicher, als ansonsten ein sehr schönes, reich illustriertes Buch entstanden ist.

Manfred Grieger M. A., Bochum

Manfred Hommel/Wilfried Dege (Red.):
Vor Ort im Ruhrgebiet.
Ein Geographischer Exkursionsführer

Essen: Verlag Peter Pomp 1993 (285 S., zahlr. farbige Abb.) 36,- DM

Vielfältig – wenngleich leider nicht immer so erfolgreich wie gewünscht und objektiv wünschenswert – sind die Bemühungen des Kommunalverbandes Ruhrgebiet um den Nachweis, daß die Industrielandschaft an Ruhr und Lippe ein „vitaler Wirtschaftsraum“ ist „mit einer Lebensqualität, die national wie international keinen Vergleich zu scheuen braucht“. Diesem im Vorwort von Verbandsdirektor Jürgen Gramke formulierten Bemühen soll auch der vorliegende Band dienen.

Der Gedanke, das Ruhrgebiet – den Raum von Hagen im Süden bis in das Münsterland im Norden, von Hamm im Osten bis in den Kreis Wesel am linken Niederrhein – nach allerlei Eigentümlichkeiten hin zu untersuchen und diese in Form eines Exkursionsführers zu publizieren, konnte anlässlich des 49. Deutschen Geographentages realisiert werden, der im Oktober 1993 – übrigens zum zweiten Mal schon – von der Bochumer Ruhr-Universität ausgetragen wurde. Das Ergebnis ist die Beschreibung von fast 120 verschiedenen Örtlichkeiten, die in vielerlei Hinsicht Bemerkenswertes aufzuweisen haben.

Die dabei berücksichtigten Kriterien sind ebenso vielfältig und wenig definiert wie die bunte Palette der von der modernen Geographie insgesamt thematisierten Gegenstände. Sie reichen von naturgeographischen Erscheinungen über das Siedlungswesen, Wirtschaftsstandorte, Ökologie und Recycling, Kultur und Unterhaltung bis hin zu Freizeit und Erholung.

Daß eine solche Konzeption nicht notwendigerweise nur die „enlarged version“ eines farbigen Werbeprospektes mit wissenschaftlicher Verbrämung zum Ergebnis haben muß, ist den Herausgebern wie den Verfassern, ein großer Teil von ihnen an Hochschulen des Reviers tätige Geographen, zu verdanken. Die hier zusammengetragenen Beiträge von mehr als vierzig Autoren, wenngleich teilweise mit gewagt-reiherischen Überschriften versehen, vermitteln ein facettenreiches Bild von der behandelten Kulturlandschaft, das durchaus fundiertes Wissen vermittelt und selbst bei kritischer Betrachtung zu überzeugen vermag.

Daß dabei der Geschichte des Montanwesens als entscheidendem landschaftsprägenden Wirtschaftszweig eine zentrale Rolle zukommt, ist zwar keine neue Erkenntnis, sie wird jedoch in manchen Publikationen nicht

so deutlich wie in dieser und obwohl in dem Kapitel „Industriegeschichte“ nur sieben Exkursionsziele im einzelnen vorgestellt werden, etwa das Muttental oder die Ruhrschleuse in Witten. Während es sich hier um Denkmäler einer abgeschlossenen industriegeschichtlichen Epoche handelt, prägen heute noch in ihrer alten Funktion genutzte Bergarbeitersiedlungen das Bild der Städte, und ehemalige Zechenareale liefern die dringend benötigten Flächen, um neue Technologie- oder Dienstleistungszentren anzusiedeln. Bei genauerer Lektüre wird der Leser zudem zu funktionalen Erkenntnissen geführt, die oft schon der jüngeren Generation in ihren Entstehungszusammenhängen nicht mehr präsent sind, etwa die Grundlagen für die Herausbildung des modernen Verkehrsnetzes im Ruhrgebiet oder für seine heutige Funktion als wichtigster Energiestandort auf dem Kontinent. Auch unter bergbau- und allgemein industriegeschichtlichen Fragestellungen ist der mit zahlreichen, durchweg farbigen Fotos, Lageplänen und Skizzen ausgestattete Band ein empfehlenswertes Compendium, das zudem dem historisch Interessierten bei Besichtigungen „vor Ort“ als Vademecum durch den „vitalen Wirtschaftsraum“ mit Gewinn dienen kann.

Dr. Werner Kroker, Bochum

(Inhalt Fortsetzung) Rezensionen

Mark Roseman:

Recasting the Ruhr, 1945–1958.
Manpower, Economic Recovery and
Labour Relations
(Rez. v. Jürgen Reulecke) 174

Wolfgang Benz (Hrsg.):

Salzgitter.
Geschichte der Gegenwart einer
deutschen Stadt 1942–1992
(Rez. v. Manfred Grieger) 174

Manfred Hommel/Wilfried Dege
(Red.):

Vor Ort im Ruhrgebiet.
Ein Geographischer Exkursionsführer
(Rez. v. Werner Kroker) 176

Abbildungsnachweis

Titelbild Staatsarchiv Dresden; S. 115 (Abb. 1)
Deutsches Bergbau-Museum Bochum
(Karina Schwunk); S. 115 (Abb. 2, 3), S. 116
(Abb. 4, 6), S. 117 Kreisarbeitsstelle für Bo-

dendenkmalpflege Mittweida (Robert Hofmann); S. 116 (Abb. 5) Kreisarbeitsstelle für Bodendenkmalpflege Mittweida (Rainer Dietze); S. 119 (Abb. 10), S. 120 (Abb. 13) B. Standke, Freiberg; S. 120 (Abb. 14, 15) M. Knopfe, Freiberg; S. 121 Y. Hoffmann, Hainichen; S. 135, S. 141, S. 142 (Abb. 3) aus

Georgius Agricola: Vom Berg- und Hüttenwesen, hrsg. v. d. Georg-Agricola-Gesellschaft, München 1994; S. 142 (Abb. 3) aus Georg Engelhard Löhneiß: Bericht vom Bergwerk, Zellerfeld 1617; die übrigen Abbildungen wurden – soweit nicht anders vermerkt – von den Verfassern zur Verfügung gestellt.

DER ANSCHNITT

Herausgeber:

Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau e.V.

Vorsitzender des Vorstandes:

Assessor des Bergfachs Friedrich H. Esser, M. Sc.

Vorsitzender des Beirats:

Dipl.-Ing. Dr.-Ing. E.h. Willi Heim

Geschäftsführer:

Museumsdirektor Dr. phil. Rainer Slotta

Redaktionsleitung (verantwortlich):

Dr. phil. Werner Kroker

unter Mitarbeit von:

Dr. phil. Evelyn Kroker, M. A., Dr.-Ing. Siegfried Müller,

Dr. rer. nat. Thilo Rehren, Prof. Dr. phil. Gerd Weisgerber

Layout: Dipl.-Des. Karina Schwunk

ISSN 0003-5238

Anschrift der Geschäftsführung

und der Redaktionsleitung:

Deutsches Bergbau-Museum

Am Bergbaumuseum 28 · D-44791 Bochum

Telefon (02 34) 5 87 70

Telefax (02 34) 5 87 71 11

Einzelheft 15,- DM, Doppelheft 25,- DM; Jahresabonnement (6 Hefte) 90,- DM; kostenloser Bezug für die Mitglieder der Vereinigung (Jahres-Mitgliedsbeitrag 70,- DM; für Mitglieder in den neuen Bundesländern 30,- DM).

Versand:

Verlag Glückauf GmbH, Postfach 18 56 20,

D-45206 Essen

Druck und Herstellung:

Laupenmühlen Druck, Hüttenstraße 3–9, 44795 Bochum